

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

1.3.1931 (No. 9)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrgang. No 9



1. März 1931

Karl Preisendanz / Luther und Neuchlin

„Wie Einer ist,
Also macht er Mist.“

Wenn Ernst Rietschels Lutherdenkmal in Worms den Humanisten Johann Neuchlin unter die Vorkämpfer der Reformation stellt, muß diese Nachbarschaft von Savonarola und Neuchlin völlig falsche Anschauung erwecken. Nicht nur, weil der Pforszheimer Gelehrte alle gewaltigen Bewegungen gegen die katholische Kirche immer verurteilt hat, sondern auch, weil er persönlich nie zu Luther in freundschaftliches Verhältnis treten konnte und gegen Ende seines Lebens in einem Schreiben an die bayerischen Fürsten seine Mißbilligung von Luthers Lehre öffentlich bezeugte. Ja, er habe das Vorkommen seines Namens in Luthers Schriften sehr ungern gesehen. So sehr Neuchlin als Humanist für den Sieg der Wahrheit sich einsetzte, seinen persönlichen Glauben hat er immer durch eine Schranke von der gelehrten Forderung abgetrennt.

Schon die Altersverhältnisse haben es bedingt, daß Luther Neuchlins Namen und Schriften längst kannte, bevor Neuchlin etwas von Luther zu hören bekam. Von den „Hebräischen Rudimenten“ aus, dem grundlegenden hebräischen Lehrbuch Neuchlins (1506), drang Luther zur Kenntnis dieser Sprache vor, und der älteste Originalbrief Luthers ist eine Erklärung für Neuchlin im Streit mit den Kölner Dominikanern. Georg Spalatin, Hofprediger Friedrichs von Sachsen, wünschte dringend Luthers Ansicht über den „Augenspiegel“ Neuchlins zu erfahren. Und Luther antwortete — offenbar in erster Anknüpfung mit Spalatin — Anfang 1514: er wisse ja, daß er, Luther, den Mann Neuchlin hoch schätze und achte; und darum sei vielleicht sein Urteil verdächtig, weil er unter dem Eindruck dieser Gesinnung stehe und nicht neutral sei. Aber er könne auf keinen Fall etwas Gefährliches in Neuchlins Schrift entdecken. Die kirchliche Korrektheit des Verfassers schien ihm sicher. Und noch ausdrücklicher erklärt sich Luther in einem zweiten Schreiben an Spalatin, eben in jenem frühesten seiner Originalbriefe vom 5. August 1514 „für unsern Johannes Neuchlin“: er macht sich lustig über den aufgeblasenen Ortwin Gratius, einen der aggressiven Gegner Neuchlins; Spalatin hatte ihn empört auf ein Streitgedicht des Kölners aufmerksam gemacht, und Luther hielt mit seinem Urteil nicht zurück: „Hab ich bisher den Ortwin für einen eiselhaften Dichterting gehalten, so glaub ich jetzt, er selbst müßte seine Eiselhaftigkeit gespürt haben, nun sie ihm Neuchlin nachgewiesen hat!“ Auch Luther ist begierig auf den Fort- und Ausgang der Neuchlinschen Streitsache, die durch Appellation der beiden Parteien vor den Papst gebracht wurde. „Bete für mich und laß uns beten für unsern Neuchlin!“

Diese Sympathie für Neuchlin bestand bei Luther auch noch, als Melanchthon nach Wittenberg berufen war und Gelegenheit hatte, mit dem theologischen Amtsbrosder sich persönlich über den Mann zu unterhalten, der ihm verwandtschaftlich wie menschlich nahestand, der ihm den Wittenberger Ruf vermittelt hatte. Er war es, der Luther drängte, jenen freundschaftlichen, bewundernden und werbenden Brief an Neuchlin zu schreiben, der als einziges Schreiben des werdenden Reformators an den Humanisten oft erwähnt wurde. Geschrieben am 14. Dezember 1518, bekennen die Zeilen offen Luthers Zustimmung und Zuneigung, die ihm seit Jahren den großen Mann vertraut gemacht, und zuversichtlich sprechen sie die Erwartung aus, daß Neuchlins gute Sache siegen

werde. Unverhohlene, neidlose Anerkennung des neuen Kollegen, Melanchthons: er ist ihm der „wunderbare Mann, nein, der Mann, der kaum etwas an sich hat, was nicht übermenschlich wäre“!

Aber Neuchlin, der „tapfere Held“, der „wahrhaft verehrungswürdige Lehrmeister“, wie ihn Luther anredet, schwieg auf diese Worte, die eine Verbindung beider Männer herstellen sollten. Keine Antwort, kein Dank Neuchlins ist bekannt geworden, und wir brauchen nicht anzunehmen, sein Gegenbrief sei etwa nicht auf uns gekommen. Neuchlin wollte sich, ja er durfte sich gerade damals nicht als Freund Luthers verdächtig machen. Damit wäre sein Prozeß in Rom rasch entschieden und verloren gewesen, und der stand gerade damals in keiner besonders günstigen Phase.

Da ist es fast zu verwundern, daß Neuchlin nach dreiviertel Jahren durch Melanchthon an Luther einen Gruß zu bestellen wagte: „Empfiehlt mich Martinus Cleutherius mit allen, die mich lieben“ (12. September 1519). Damit mag Luthers Brief wenigstens seine Empfangsbestätigung erhalten haben.

Bald darauf siedelte Neuchlin nach Ingolstadt über: man weiß, daß er versuchte, auch Melanchthon dorthin zu ziehen — was mißlang. Man weiß auch, daß er Johann Eck, bei dem er wohnte, abhielt, Luthers Schriften zu verbrennen — aber das war keine persönliche Freundschaft für den Mann der kirchlichen Neuerungen; Neuchlin hatte von jeher gegen die Unsitte protestiert, unliebsame Bücher durchs Feuer aus der Welt zu schaffen.

Aber als Luther vom päpstlichen Bann getroffen war, da reinigte sich Neuchlin in einem Brief an die Fürsten Bayerns offen von jedem Verdacht irgend einer Gemeinschaft mit dem Abtrünnigen in Wittenberg. Ulrich Hutten nahm dem Alten dieses Bekenntnis sehr übel als Dokument einer trassen Undankbarkeit und Charakterchwäche, und Neuchlin, seit Jahren in unglücklicher Verfassung, mag unter den Vorwürfen des enttäuschten Freundes nicht wenig gelitten haben.

Neuerungen Luthers über Neuchlins Verhalten scheinen zu fehlen. Aber seine Begeisterung für den bisher bewunderten „Lehrmeister“ ist schwerlich gewachsen. Sie dürfte sogar, im Lauf der Jahrzehnte, ganz verschwunden sein. Denn vor kurzem ist im Antiquariatshandel wieder ein Buch aus Luthers Besitz aufgetaucht, das Luthers spätere Stimmung beleuchten kann.

Es ist Neuchlins lateinische Uebersetzung einer griechischen Schrift: „Constantinus Magnus“ — das Leben Konstantins des Großen. Das Büchlein, 1513 in Tübingen gedruckt, sollte ihm, Neuchlin, den Schutz Friedrichs des Weisen sichern, und darum besteht die Vorrede aus Schmeicheleien für den Kurfürsten, wie sie bei den Literaten jener Zeit gang und gäbe waren. Es ging noch an, daß Neuchlin die große Bücherlebe Friedrichs über die Wägen pries: daß er ihn thretwegen den „dreimal Gebenedeiten“, die „Bonne Deutschlands“ nannte. Aber schon damals erschien es nächsternen Männern lächerlich, wenn ein Johannes Neuchlin den Versuch machte, das Geschlecht des sächsischen Fürsten auf Konstantin den Großen zurückzuführen, lächerlich auch, die Sachsen, Thüringer und Weiskner als Nachkommen antiker Völkerschaften zu erweisen. Dabei machte sich Neuchlin gelegentlich selbst lustig über die Leute, die für ihren Stammbaum die Helden von Troja und Rom in Anspruch nahmen! Aber hier mußte der Zweck das Mittel heiligen. Ließ der Spott über diese Art von Schmeichelei schon nach Erschließen des Büchleins selbst in Humanistenkreisen

nicht auf sich warten, wie mag erst ein paar Jahrzehnte später einer freier denkenden Generation diese Vorrede läppisch vorgekommen sein!

Und so braucht man durchaus nicht an eine Fälschung zu denken, wenn man auf Luthers Exemplar des Constantinus Magnus in einwandfrei lutherischen Buchstaben geschrieben sieht:

Wie einer ist

Also macht er Mist —

XXVII Julij 1545 Martinus Luther.

Es ist ein Sprichwort von so derber Artung, wie sie Luther geliebt und gern gebraucht hat. Ob es sich sonstwo außerdem in seinen Schriften, Tischreden oder Briefen findet, weiß ich für jetzt noch nicht zu sagen. Nur soviel: es steht nicht in der von ihm angelegten Sprichwörterammlung (herausg. von Ernst Thiele, Weimar 1900); aber das beweist natürlich nicht das geringste gegen die Echtheit des Bucheintrages.

Es ist sehr verständlich, daß dem reifen Luther, der nicht mehr weit vom Ende stand, die lobhudlerische Fürstenschmeichelei Neuchlins zu-

wider war, als er sie im Juli 1545 las, oder wohl: wiederlas, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er nach der Erfahrung vom Jahre 1521 zusammen mit Melanchthon innerlich immer entschiedener von einer ursprünglich sehr starken und wahren Bewunderung Neuchlins abgekommen ist^{*)}.

^{*)} Unberechtigt aber ist die Bemerkung in L. Vieomannssohns Versteigerungskatalog 59 (Autographen), Berlin 1930, S. 90: Luther habe seine „latente Animosität gegen alles, was Neuchlin schrieb, bis zu seinem Tode“ bewahrt. — Nachbildung des Autogramms in diesem Katalog Nr. 638. Wie ich durch Stadtrat Kern, Pforzheim, den Vetter des Neuchlinmuseums, erfuhr, wurde das Exemplar des Constantinus am 21. Mai 1930 nicht versteigert, sondern von der Auktion zurückgezogen. Besitzer ist mir unbekannt. Das Buch war offenbar schon einmal, 1886, im Handel. Der etwas hoch angelegte Preis von 1800 Mark dürfte heute staatliche Sammlungen vom Ankauf abshrecken — so gern Karlsruhe oder Pforzheim Neuchlins wegen den Druck mit Luthers Jenur belächeln.

Karl Widmer

Der alte Karlsruher Friedhof und seine Erinnerungen

Der älteste Karlsruher Friedhof war, wie jeder Karlsruher weiß, der spätere Marktplatz in der Mitte der heutigen Altstadt. Bei der ersten Stadtanlage, in der Residenz Karl Wilhelms, schloß er die Stadt nach Süden ab. An seinem Nordrand, da wo jetzt die Pyramide als Denkmal des Stadtgründers steht, stand die älteste Kirche von Karlsruhe, die lutherische Konkordienkirche.

Bei der Stadterweiterung, die unter Karl Friedrich nach 1750 begonnen und im Anfang des 19. Jahrhunderts als das Werk Friedrich Weinbrenners vollendet worden ist, wurde der ehemalige Kirchhof als künstlicher Marktplatz zum Kern und Mittelpunkt der neuen Stadtanlage. Der Friedhof wurde jetzt an den Ostrand der Stadt, auf das Lohfeld (am Südende der Waldhornstraße) verlegt und 1780 eingeweiht.

So entstand der alte Karlsruher Friedhof. Er diente von da an fast ein Jahrhundert lang als Begräbnisplatz der Residenz für alle drei christlichen Konfessionen. 1818 ist er erweitert worden und zerfällt dadurch in einen älteren und einen neueren Teil, die durch eine Straße voneinander getrennt sind. Davon ist der neuere Teil, der durch eine eigene Mauer abgeschlossen ist, noch in seinem ursprünglichen Zustand erhalten. Der ältere, der inneren Stadt angelegte Teil, ist jetzt in eine öffentliche Anlage mit Rasenplätzen und Anbaugärten umgewandelt. Gleichwohl ist er der interessanteren Teil. Die Fragmente, die von ihm erhalten sind, verdienen die Pietät, mit der sie geschützt werden, wenn auch weniger wegen ihrer künstlerischen als wegen ihrer historischen Bedeutung: wegen der zahlreichen und zum Teil schicksalschweren Erinnerungen, die sich an sie knüpfen

*

Wo ehemals der Haupteingang in den Friedhof war, an der jetzigen Kapellenstraße, steht die Friedhofskapelle. Sie ist 1842 von Friedrich Eisenlohr, dem Schöpfer des alten Karlsruher Bahnhofs, erbaut worden. Als Bauwerk ist sie ein ziemlich trockenes Beispiel des Kirchenstils, den man damals für eine Wiederbelebung der Gotik gehalten hat. Doch wird ihre Front durch zwei schöne flankierende, auf steinernen Pfeilern kniende Engelsstatuen belebt, und einen gewissen Reiz verleihen dem Kirchlein auch die alten Grabmäler, die man in die Mauer eingefügt hat. Die meisten von ihnen stammen von Angehörigen des Karlsruher Adels. Solche von eigentlich künstlerischem Wert finden sich nicht darunter, wenn auch das eine oder andere wappengeschmückte Epitaph durch reichere Verzierung auffällt, wie das der Fabel von Cancrin (mit dem Cancrinischen Krebs im Wappen) oder das der beiden Grafen von Broussel-Ambouville (geboren 1785 und 1790 in Bar-le-Duc), die aus ihrer französischen Heimat als Emigrantenkinder nach Deutschland gekommen und später in badischen Hofdienst getreten sind¹⁾. In der gleichen Reihe finden wir auch die Grabsteine von Scheffels nächsten Angehörigen: seinem Vater, dem 1869 gestorbenen Oberbaurat und Major Schffel, von seiner Mutter und seiner Schwester Marie, die 1857 als Malerin in jungen Jahren in München gestorben ist. An der entgegengesetzten (östlichen) Kirchenmauer ist eine Bronzetafel des Freiherrn Otto Magnus von Münd (geb. 1784 zu Veilsdorf in Finnland, gestorben 1853) und seiner Gemahlin eingelassen. Münd war als schwedischer Oberhofmeister der Königin Friederike dieser nach der Entthronung ihres Gatten nach Karlsruhe gefolgt. Die Großherzogin Sophie stiftete ihm dieses Epitaph in dankbarer Erinnerung an die Treue, die er ihrer Mutter bewiesen hatte.²⁾

Das interessanteste Grab an dieser Stelle des alten Friedhofes befindet sich aber beim Chor der Kapelle. Aus dem eingefaßten Rasen erhebt sich ein steinernes Kreuz, an das zwei schlichte Steinplatten angelehnt sind: wie die Inschrift sagt, ruht hier Jung-Sittling mit seiner Gattin. Sie haben seit 1808 in Karlsruhe in dem kleinen, unscheinbaren Häuschen der Waldstraße, das jetzt durch eine Tafel bezeichnet ist, gewohnt und sind beide im gleichen Jahr, 1817, gestorben.

*

An einer tiefer in dem ehemaligen Kirchhof liegenden Stelle, am Ende der ehemaligen Hauptallee, etwa 100 Schritte hinter der

Kapelle, trifft man auf ein durch seine Form und Größe auffallendes Grabdenkmal. Auf einem wichtigen Steinsockel steht unter einem reich verzierten, baldachinartigen Aufbau die aufsteigende, vom Alter jetzt schwarz gewordene Büste eines Mannes, den das Priesterornat mit den Bälchen als protestantischen Geistlichen kennzeichnet. Es ist der ehemalige Hofprediger Johann Leopold Walz. Er war unter Karl Friedrich und Großherzog Karl in Karlsruhe tätig u. hat damals zu den bekanntesten u. angeesehensten Persönlichkeiten der Residenz gehört. Nach mehr als dreißigjährigem Wirken ist er 1817 gestorben. Ein Jahr darauf wurde das Denkmal, das der Architekt Christoph Arnold, der Vetter und Schüler Weinbrenners, entworfen hat, über seinem Grab aufgestellt.

Im seltenen Widerspruch zu dem, was man vom Leben des Hofpredigers weiß, stehen die Spuckgeschichten, die man nach seinem Tod von ihm erzählt hat und die namentlich unter den Bewohnern des benachbarten „Dörfles“ verbreitet waren. Heinrich Schmidt, ein geborener Karlsruher, hat sie so, wie er sie noch aus dem Mund seiner Mutter gehört hat, in der Zeitschrift „Mein Heimatland“ (1921, Heft 1—3) wiedererzählt³⁾.

In den ersten Tagen nach seiner Bestattung, so lautet die Sage, wurde der Tote gesehen, wie „so wie er lebte und lebte“, von seinem Grab aus die Hauptallee ans Tor vorwanderte. Den Leuten, denen er begegnete, sagte er, er verdiene das prächtige Grab nicht; man solle ihn deshalb an einer andern Stelle des Kirchhofes bestatten. Auch als die Leiche daraufhin ausgegraben und an der hinteren Friedhofsmauer beigelegt wurde, war es in der Nähe des Grabmals nicht geblieben. Wer nachts dreimal herumspwang, erhielt Ohrfeigen von unsichtbarer Hand.

Den Grund, weshalb er sich seines Grabmals nicht für würdig hielt, hat der Tote nicht verraten. Möglich, daß die Gerüchte, die damals über den Lebenswandel Großherzog Karls und seines Oheims und Nachfolgers Ludwig umgingen, die Entstehung der Sage veranlaßt haben: das Volk mag der Meinung gewesen sein, daß der Hofprediger durch allzu große Nachsicht gegen das Sündenleben am Hof seine Pflicht als Geistlicher verjäumt und darum im Grab keine Ruhe gefunden habe.

Der Platz um das Walzische Grab ist aber noch durch einen unsterblicheren Namen als den des ehemaligen Hofgeistlichen gezeichnet. Vor dem Denkmal liegen zwei völlig gleiche, im Geschmack der Empirizeit starkphagartig gebildete Grabsteine. Der eine nennt zwei sonst unbekannte Angehörige der Familie Walz. Der andere trägt die schlichte, aber bedeutungsvolle Inschrift: Friedrich Weinbrenner, geboren 1766, gestorben 1826. Durch Weinbrenners Tochter Julie, die seit 1818 mit einem Sohn des Hofpredigers, dem späteren Ministerialrat Carl Walz, vermählt war, gehörten auch die Walz zum Weinbrennerschen Familienkreis. Damit erklärt sich die Zusammengehörigkeit der hier vereinigten Gräber.

*

Eine dritte Gruppe erhaltener Grabdenkmäler findet sich bei der 1842 von dem Stadtbaumeister Kuentzle erbauten Gruftenhalle: dem Campo santo, der den Friedhof an der Nordseite abschließt. Auf den Grabsteinen, die hier im Grün der Gärten halb verdeckt liegen, lesen wir viele Namen, die auch in der Geschichte Badens fortleben. So befindet sich unter den Familiengräbern der Gruftenhalle noch das Grab des Ministers von Gayling (1812 gestorben) und seines Sohnes Ludwig Christian, bekannt durch seine Erinnerungen („Aus dem Leben des Freiherrn Ludwig Christian Gayling von Altheim“), die er als Hofmarschall der Großherzogin Stephanie niedergeschrieben hat. Am vernehmlichsten aber spricht hier die große Zeit Karl Friedrichs mit dem Namen Sigmund von Reichenstein zu uns; auf seinem Grabstein sind durch eine Marmorbüste auch die Züge dieses bedeutendsten unter den Staatsmännern Karl Friedrichs verewigt.

¹⁾ Val. Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm, S. 6 und 44.

²⁾ Auch in der „Pyramide“ vom 12. Juni 1921 veröffentlicht.

der als Gesandter Badens in den Jahren 1803 bis 1806 bei der Gründung des Großherzogtums die badische Politik in die für das Wohl des Landes entscheidende Richtung geleitet, dann 1807 bei der Reorganisation der Heidelberger Universität persönlich mitgewirkt und sich später wieder als Berater Großherzog Karls um das Zustandekommen der badischen Verfassung hohe Verdienste erworben hat.

Eine einfache Tafel sagt uns, daß hier auch Karl Friedrich Nebenius, der Vorkämpfer des Zollvereinsgedankens (1784 bis 1857) begraben liegt.

Unter den älteren Grabsteinen finden sich auch einige, die wegen ihres Stils besonderes Interesse haben. Es ist namentlich die Empirezeit, welche mit ihren Arden, Sarkophagen, gebrochenen Säulen usw. ihre Vorliebe für antikisierende Motive kundgibt. An der Kirchhofmauer neben der Halle steht ein größeres Grabdenkmal, das durch seinen plastischen Schmuck die Blicke auf sich zieht. Auf einem würfelförmigen Sockel sitzt ein geflügelter nackter Genius; die Formen sind in einem etwas weichen Klassizismus behandelt. Die Toten, zu deren Gedächtnis dieses Grabmal errichtet ist, sind Maximiliane Christine Geyersberg, geborene Gräfin von Sponed (gestorben 1804) und ihr Sohn Karl Heinrich (gest. 1808); Mutter und Bruder der zweiten Gemahlin Großherzog Karl Friedrichs, die bekanntlich eine geborene Geyer von Geyersberg war und bei ihrer Vermählung zur Gräfin von Hochberg ernannt wurde. Sie hat als Großherzogin das Grab durch den Hofbildhauer Kaiser anführen lassen).

In der vorderen Reihe dieser Gräber, nahe am Weg, findet sich auch ein einfacher Stein mit einem Kreuz und der Inschrift:

Hier liegen die braven
Dragoner des Leibregiments
Kaufmann von Bahlingen
Schweizer von Kehl
Opfer ihrer Pflichttreue
am 13. Mai 1849.

Damit kommen wir zu der historisch bedeutungsvollsten Erinnerung des Friedhofes. Die Militärrevolte, mit der der badische Aufstand von 1849 begonnen hatte, hatte am 13. Mai von den Nachbararmeen auch auf die Hauptstadt übergegriffen. Am Abend dieses Tages war sie zuerst in der Infanteriekaserne des Leibregiments ausgebrochen. Im Gegensatz zu den regulären Truppen waren Bürgerwehr und Bürgerwehr loyal geblieben. Die Bürgerwehr hatte die Aufgabe übernommen, die öffentlichen Gebäude in der Stadt, vor allem das Rathaus, das Schloß und das Zeughaus zu bewachen. Als die Mentei in der Grenadierkaserne ausbrach, sollte die Besatzung des Schloßes durch eine Abteilung des bis dahin noch gehorsam gebliebenen Dragonerregiments verstärkt werden. Auf dem Marsch von ihrer Kaserne, die damals in der Nähe des Zeughauses im Osten der Langen Straße (Kaiserstraße) lag, stieß diese mit den gegen das Zeughaus rückenden Menteiern zusammen. Es kam zum Feuern. Dabei fielen die beiden auf dem Grabstein genannten Dragoner mit ihrem Anführer, dem Rittmeister Du Jarry von La Roche. Der Grabstein des letzteren, von dem noch die älteren Beschreibungen des Friedhofes berichten, ist leider nicht mehr zu finden.

Der Erinnerung an das Jahr 1849 ist auch das größte und reichste unter den eigentlichen Kunstdenkmalen des alten Friedhofes gewidmet. Es ist das Denkmal der 137 preussischen Soldaten, die im Kampf mit den badischen Revolutionären

*) Das Original ist früh verwittert und deshalb 1851 erneuert worden. Vgl. die Denkwürdigkeiten des Markgrafen Wilhelm S. 46/7.

gefallen sind. Unter einem hohen Baldachin aus rotem Sandstein steht ein weißes Marmorkreuz und das Dach krönt die überlebensgroße Erzstatue des St. Michael als Drachentöter. Das Denkmal ist auf Anlaß König Friedrich Wilhelms IV. und nach seinen Ideen von Eisenlohr entworfen und 1852 enthüllt worden. Die Statue ist von dem bekannten Berliner Bildhauer August Kiss. Am Sockel sind die, jetzt zum großen Teil verwitterten Namen der Gefallenen eingegraben. Das Ganze ist auch interessant als ein charakteristisches Produkt der romantischen Kunstperiode und damit auch als ein Zeugnis des Geschmacks und der Geistesrichtung König Friedrich Wilhelms IV.).

Das menschlich erschütternde, noch heute unvergessene Ereignis aus der Karlsruher Stadtgeschichte, an das uns der alte Friedhof erinnert, ist aber der Theaterbrand von 1847. Es war am 28. Februar dieses Jahres, an einem Sonntag. Im Theater sollte ein Ausstattungstück „Der artesische Brunnen“ gespielt werden. Gegen 1/6 Uhr abends hatte sich schon die obere Galerie mit Menschen gefüllt. Da brach vor Beginn der Vorstellung, durch eine Gasflamme, welche die Draperie der markgräflichen Loge ergriffen hatte, Feuer aus. Bald stand der Zuschauerraum in hellen Flammen. Während das Parterre und die Logen der unteren Ränge sich rasch leerten, entstand oben ein gefährliches Gedränge, in dem 64 Menschen erdrückt oder durch Rauch und Feuer getötet wurden.

Die Opfer der Katastrophe wurden auf öffentliche Kosten beigesetzt. Ein Denkmal mit einem von Kaver Reich modellierten Engel aus weißem Marmor bezeichnet in dem Gärten zwischen der Gruftenhalle und dem Schulhaus die Stätte ihres gemeinsamen Grabes.

In dem neuen, 1818 angelegten Teil des Friedhofes finden sich keine Einzelgräber von allgemeinem Interesse. Dafür wahrt er als Ganzes noch die elegische Stimmung eines alten, zerfallenden Friedhofes. Unsere besondere Aufmerksamkeit fesselt hier aber ein an der nordwestlichen Ecke angelegtes, mit einem eisernen Gitter abgegrenztes Feld: es sind die Soldatengräber von 1870—71. Zwölf Reihen niederer, senkrecht in die Erde gesteckter Steinäpfelchen, die in der Mitte von einem weißen Marmorkreuz überragt werden, nennen die Namen der deutschen und französischen Soldaten, die hier friedlich nebeneinander ruhen. Ein zweites Steinkreuz, an die Mauer angelehnt, ist den französischen, in fremder Erde ruhenden Soldaten gewidmet und trägt die Inschrift:

A la mémoire
des soldats français
décédés en 1870—71
R. I. P.
Et nunc melisrem patriam
Appetunt Heb. 11.
Erigé par leurs compatriotes.

Mit dem Krieg von 1870 enden die historischen Denkwürdigkeiten des alten Friedhofes. Bald nachher wurde der neue Karlsruher Friedhof auf dem Rintheimer Feld angelegt und 1874 eingeweiht. Durch das jetzt rasch einsehende Wachstum der Stadt war der Raum bei dem alten Friedhof zu eng geworden. Er wurde zu einer Erinnerungstätte, die mit ihren Denkmälern jetzt eine vergangene, in sich abgeschlossene Zeit repräsentiert: die Zeit des alten Karlsruhe mit ihrem heute schon historisch gewordenen Charakter.

*) Eine verkleinerte Kopie des Denkmals befindet sich im Park von Rehbabelsberg.

Wilibald Reichwein / Frankentreue.

Erzählung aus dem Frankenlande.

Das alte Schloß Boxberg wurde im schwäbischen Kriege 1523 teilweise zerstört und ging damals den Rosenbergern verloren. Fortan herrschte der Kurfürst von der Pfalz im Boxberger Oberamt.

So geschah es, daß im März des Jahres 1525 der kurpfälzische Amtmann Daniel von Treutwein und der kurpfälzische Amtskeller Martin Beck im Schloßgarten spazieren gingen. Es war einer der ersten warmen Frühlingstage, der sie herausgelockt hatte. Aber sie erkreuten sich der herrlichen Gottesnatur nur wenig, denn ihr Blick war umdüstert und ihre Stimmen klangen erregt.

Kein Wunder auch; denn es lag etwas von Bauernrevolution in der Luft. Anderswo gährte es schon. Aber hier mußte noch niemand, was werden würde. Man hörte etwas läuten, aber wenn man dem Klange nachging, so brachte man nichts heraus.

Darum entlud der Amtskeller seinen Kohn auf die falschen Franken, die einem ins Gesicht freundlich sind, aber hintenherum wie die Rohrspaken schimpfen und im geheimen Aufruhr vorbereiten.

Bedenklich wiegte der Amtmann sein Haupt: „Wenn nur nicht mehr dahinter steckt, als wir denken!“

Da kam der Apotheker Jakob Bär hinzu und erzählte von einer großen Bauernversammlung im Schöpfergrunde. Er hatte

in der Apotheke davon erfahren. Auch wußte er von offenen und geheimen Versammlungen, die ein gewisser Georg Wehler seit Wochen und Monaten im Döfen zu Ballenberg abhielt, und die auf nichts anderes abzielten, als auf die Verstärkung allen Besitzes, der nicht den Bauern gehörte.

„Jetzt sag' mir doch mal einer, was die Bauern eigentlich wollen?“ fiel der Amtmann dem Apotheker in die Rede. „Gar nichts besonderes“, antwortete Martin Beck. „Anzufrieden sind sie immer.“ Und zustimmend fiel der Apotheker ein: „Ich habe noch nie einen zufriedenen Bauern gesehen. Immer wird etwas geklagt. Einmal übers Wetter und dann über die Zeiten. Entweder es verfault oder es verborrt alles!“

„Es ist wahr“, sagte der Amtskeller, „und wenn es einmal einem gut geht, dann gibt er's schon des lieben Nachbarn wegen nicht zu.“

Man redete noch lange hin und her. Teils erregt, teils belustigt, doch ahnend, daß man am Vorabend wichtiger Ereignisse stehe.

Es war ja sowieso eine eigene Zeit. Amerika war entdeckt worden und hatte das Weltbild des Europäers wesentlich vergrößert. Man hatte drucken gelernt und die Astronomen zweifelten an der bisherigen Auffassung von der Ausdehnung der Erde

und ihrer Stellung im Weltall. Die Pulver- und Schießwaffen verdrängten den gepanzerten Ritter. Das römische Recht brachte eine Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Dazu kamen die Umwälzungen auf religiösem Gebiet. Der Kaiser war gegen die Hussiten machtlos und Luthers neue Lehre brachte neuen Stoff in die Massen.

Mußten nicht alle diese Umwälzungen in den Bauernhirnen die Stimmung zu einer Auflehnung gegen alles Bestehende vorbereiten, zumal sie infolge ihrer mangelhaften Bildung die Zusammenhänge nicht immer klar erkennen konnten? —

Mit der Unentriumbarkeit des Notwendigen brach der Bauernkrieg herein. Nach langem anhaltenden Regen überschwemmen die Flüsse das Land, und wenn das glimmende Feuer immer wieder neue Nahrung empfängt, dann schlägt mit einem Male die schlafende Vöbe empor und verzehrt, was sie erreicht.

Die reformatorische Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen und das Schlagwort vom göttlichen Recht wurde unverstanden von Verheerern aufgegriffen, die oft nicht einmal aus dem Bauernstande kamen, und nachdem der Widerstand einiger edleren Führer überannt war, begann auch für das Frankenland der nutz- und fruchtlose blutige Bauernaufstand vom Jahre 1525.

In Heidingsfeld war das große Hauptquartier der Bauern. Von dort aus wurden die Eroberungs- und Plünderzüge der Auf- rührer geleitet.

Die Bauern des Oberamts Vörsberg waren klüger, als die der Umgebung. Wenn es den Nachbarn der Mainzer und der Würzburger Gebiete schlechter ging als ihnen, was sollte da ein Aufstand gegen ihren Herrn nützen? Schon vor vier Jahren hatten die Bauern von Schweigern von dem Drischherrn Georg von Rosen- berg weitgehende Vorrechte eingeräumt bekommen und der Kurfürst von der Pfalz hatte die Bauern des Oberamts von der Leibeigenschaft und allen damit zusammenhängenden Lasten und Abgaben befreit. Sollten sie das alles aufs Spiel setzen? Daß es allen Bauern gleich schlecht ging wie einigen wenigen Bedauernswerten, deren Leiden man nun als Köter für die anderen verwendete, das war einfach nicht wahr. Und deshalb blieben die Vörsberger Bauern dem Aufstand fern.

Dafür sollten sie bald am eigenen Leibe die Rache der anderen verspüren. Am 16. Mai kamen die wild gewordenen Bauernscharen nach dem Amtstädtchen und plünderten es gründlich. Den Führern im Hauptlager verfuhr sie jedoch noch zu klumpfisch und darum wollten sie am kommenden Tage auf dem Schloß ganze Arbeit tun. Sie schwuren, nicht weiterzuziehen, bis vom Schloß- turmdach der rote Hahn krächte.

Auf den Trümmern der zerstörten Schloßteile entwickelte sich bald ein tolles Lagerleben. Zuerst wollte man wieder einmal leben, wie es die Herren früher getan haben, dann wollte man auf die mitgebrachten Wagen verladen, was nicht viel und ungel- fest war. Zum Schlusse sollte der flammende Peckstranz im Schlosse sein rasendes Element entzünden.

Auf Säcken und Strohbündeln machte man sich's bequem. Die Fässer dienten als Tische und auf den großen Trommeln spielten einige zum heiteren Trunke Würfel. Andere verschachtelten ihr Plündergut oder prahlten mit ihren Laten. Wieder andere entzündeten mit den Amtsbüchern aus dem Schlosse in einer Turmecke ein Feuer unter den Feldkessel. Die Hauptleute aber politi- sierten über die Lage: „Die Geißel der Herren tanzt auf unserem Rücken und traf uns wie Döfen. Nicht weil sie die Herren waren, sondern wir wirkliche Döfen, die sich das alles gefallen ließen. Aber in der Natur gilt das Recht des Stärkeren, und wir sind es jetzt!“

Vorerst waren, wie am Vortage im Städtchen, die Laubaer und Tauberbischofsheimer Bauern allein. Sie waren milder und stellten noch mehr auf Ordnung, als die später eingetroffenen Mergentheimer.

In ihnen war nichts mehr von den zwölf Artikeln zu spüren, die die Bauern mit Gründen des Evangeliums zum Kampfe für Gerechtigkeit riefen. Sie hatten schon in Krauthelm gräßlich und allem göttlichen Recht hohnsprechend gewütet. Wie schrecklich waren sie doch mit der Ehefrau des Ritters Max Stumpf von Schweins- berg verfahren!

Hier hatten sie es ähnlich vor. Im Städtchen hatten sie zwei Mädchen entführt und als Gefangene mitgebracht. Die sollten für erneuten Spaß sorgen.

Die Laubaer und Tauberbischofsheimer waren entsetzt. Sie hielten sich noch im wesentlichen an die von allen beschworene Ord- nung von Lauda, nach der Frauen, Witwen und Waisen, kleine Kinder und alte Leute unbelästigt, geschützt und beschirmt werden sollten. Doch die Mergentheimer piffen in allen Stücken auf diese Ordnung. „Krieg ist doch kein Spiel! Freiheit ist alles. Das paßt uns viel besser. Früher durften sich nur die Grafen an unseren Frauen und Mädchen freuen; heute tun wir's mit den ihren.“ —

So waren die zwei gefangenen Mädchen, Ursula Buchholz und Veronika Stays, den rohen Gesellen zur leiblichen und geistigen Folter ausgeliefert, und nur durch ein Wunder blieben sie vor dem Schlimmsten bewahrt.

Im tollsten Gedränge hatte Ursula Buchholz einem zubring- lichen Bauern eine schallende Ohrfeige verfehlt, und das hätte sie grausam blühen müssen, wenn nicht im entscheidenden Augenblick eine von den Bürgern im Städtchen herbeigeeilte gütige Jüging die Mädchen beschützt hätte.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel kam plötzlich ein Bote vom obersten Hauptmann Jakob Kol aus Eibelstadt, der den so-

fortigen Aufbruch nach Weinsberg befaß. Ohne Säumen mußte abmarschiert werden, wenn auch unter wenig lauten Ver- wünschungen.

Das so schön ausgedachte Spiel war gründlich verdorben. Aber der einen Leid war der anderen Freude. Das Schloß blieb erhalten und die Mädchen konnten im Getümmel verschwinden.

Nach dem Abzuge der Bauern vereinigten sich die Vörsberger Bürger in der Schloßkapelle, und Pfarrer Andreas Weber pre- digte von dem Gottesberg, auf dem die beiden Bürgermädchen in guter Gut waren. In den Völkerwanderungszeiten hätten hier oben die Wenden ihren Gott verehrt, deren Gottesname „bog“ dem Berg den Namen Bogssberg gegeben habe. Nun hätten sie es selbst erlebt, daß Gott wahrhaftig an dieser Stätte sei, daß hier eine Pforte des Himmels ist.

Mächtig klang der Ambrosianische Lobgesang aus den offenen Kapellentüren zu Tale.

Die Zeiten blieben jedoch auch weiterhin ernst. Man wußte nie, wann die wilden und räuberischen Horden der Bauern aus- neue einbrachen. Die Landstraßen waren unsicher geworden, darum wußte man nichts. Und dieses Nichtwissen erhöhte die Angst und Unruhe.

Das wurde erst anders, als ungefähr drei Wochen nach dem vergangenen Schreckenstag Urlauber aus des Kurfürsten Heer in die Heimat kamen.

Sie waren unter Marschall Habern mit dem Fürstenheere auf dem Marsch gen Würzburg, um dem Bischof Konrad gegen die Aufriührer Hilfe zu bringen, und als man in der Nähe Lager be- zog, erbaten sie einen Tag Urlaub in die alte Heimat. Sie wuß- ten ja nicht, ob sie die bevorstehende Schlacht überleben und die Heimat noch einmal sehen würden. Da alle drei Vörsberger bei dem Kurfürsten in Gunst standen, durften sie ziehen.

Jörg Trautmann, auf den der Kurfürst besonders große Stücke hielt, hatte bei den anderen den Zug zur Heimat angefaßt. Er hatte aber dabei noch seine eigenen Pläne.

Um es kurz zu sagen: er hielt bei der Witwe Agnes Buchholz um ihre Ursel an, mit der er sich schon seit Jugendtagen verbunden wußte und durfte als beglückter Verlobter am nächsten Tage wei- terziehen. Gerade sie als Brant zu haben, erhöhte sein Wonne- gefühl, da er bei seinem Besuche von ihren überstandenen Särden und ihrem Mut erfahren hatte. Es war doch auch etwas ganz anderes in den Versuchungen des bewegten Soldatenberufes, zu wissen, wem man gehörte.

Bei Ursula paarte sich mit dem Glück erwideter Liebe die Sorge um die Zukunft. Jörg hatte ihr ja von den bevorstehenden Kämpfen gesprochen. Auf Bitten des Bischofs von Würzburg hatte sich der Kurfürst mit dem Schwäbischen Bunde vereinigt, und nun sollte es zu einem entscheidenden Schlage gegen die Bauern kommen.

Wo und wann, das war noch das Fragliche.

Es war aber bald entschieden. Von Königshofen her verriet der Geschloßdonner die schwere Schlacht.

Jörg Trautmann schlug sich wie immer tapfer. Doch wie er dem unringten Truchses zu Hilfe eilen wollte, geriet er selber unter die Bauern. Daß er nun gefangen wurde, war ihm gleich, er hatte wenigstens Truchses gerettet.

Auch der letzte Verzweiflungsmut der Bauern half ihnen nichts mehr. Die Uebermacht war zu groß. Der Ausgang der Schlacht wurde für sie verheerend. Nach allen Seiten stob aus- einander, was nicht an Ort und Stelle niedergemetzelt wurde, um wenigstens das nackte Leben zu retten.

Erst spät gelang es, einem der fliehenden Haufen den gefange- nen Jörg wieder abzufragen. Wer weiß, was sonst aus ihm ge- worden wäre?

Der Kurfürst wußte, daß durch Jörg Trautmann der Truchses gerettet wurde. Er hatte ja schon immer seine Treue geliebt, auch die seiner Vörsberger Bauern. Darum wollte er nun zur Ueber- leitung zum Frieden Treue mit Treue vergelten und belohnte ihn mit dem Gute des kürzlich verstorbenen Wendelins König.

Jörg war wie im Himmel. Wie schön mußte nun an der Seite Ursels die Zukunft werden! Doch das Schicksal kam noch. Der Kurfürst kam einige Zeit später selbst nach Vörsberg und sprach zu ihm: „Jörg, dein Gut bedarf einer treuen Gehilfin, einer Wirtschaftlerin, und da ich dir gut will, habe ich dir ein Mädchen ausgesucht, das deiner ebenbürtig ist.“

Erstaunt und ängstlich erwiderte Jörg: „Euer kurfürstlichen Gnaden ergebener Diener, aber verzeiht!“

„Ach was, verzeiht, wenn der Kurfürst spricht!“

„Euer untertänigster Diener, aber es könnte doch sein, daß ich ...“

„Ach so — ich kenne deine Schmerzen, aber die Spione des Kurfürsten arbeiten gut. Ich weiß, daß du um die tapfere Jung- frau Ursula Buchholz angehalten hast, die so tapfer für uns ge- schlagen hat ...“

Jörg rief: „Ursula“, und der Kurfürst, der sie durch den Ant- mann hatte holen lassen, ließ sie hereinführen.

Verstämmt und doch willig kam sie. Der Kurfürst nahm ihre Hand und die des Jörg in seine Linke und legte die Rechte darauf: „Ich Kurfürst Ludwig von der Pfalz gebe Euch hiermit zusammen und verleihe Euch meiner Gunst!“

Ein nettes Zugelb des Kurfürsten erleichterte den Anfang eines Glückes, das in der Frankentreue seinen Anfang genom- men hatte.

Treue um Treue!